

Peter Widmer
Schizophrenie in lacanianischer Perspektive*

I. Einleitende Bemerkungen

Im folgenden werde ich versuchen, etwas von dem darzustellen, was mich in den letzten Jahren in zunehmendem Maße beschäftigt hat, nämlich das Studium der *Schizophrenie*. Man kann ohne jegliche Übertreibung sagen, dass die Schizophrenie ein *Stiefkind der Psychoanalyse* geblieben ist, ja, nicht nur das, darüber hinaus ist sie seit jeher ein *ungeliebtes Stiefkind*. Dies im Gegensatz zur *Paranoia*. Freud wie auch Lacan haben zur Paranoia ungleich mehr beigetragen als zur Schizophrenie; das zeigt sich mit aller Deutlichkeit am Paradebeispiel des Senatspräsidenten *Schreber*, dessen Buch *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* Gegenstand einer umfangreichen Untersuchung Freuds geworden ist, was wiederum Lacan dazu veranlasste, einen Grossteil seines Seminars über die Psychosen wie auch seiner Arbeit „D’une question préliminaire d’un traitement possible de la psychose“ / „Von einer Frage, die jeder möglichen Behandlung der Psychose vorausgeht“ Freud und Schreber zu widmen.¹

In der Psychiatrie ist es dagegen eher umgekehrt; ein so renommierter Psychiater wie Eugen *Bleuler* hat der Schizophrenie auf dem Feld der Psychosen einen vorrangigen Platz eingeräumt und sogar *die Paranoia seinem Konzept der Schizophrenie subsumiert*². Die Untersuchungen über Schizophrenie sind auch in der zeitgenössischen Psychiatrie zahlreich geblieben.

Wie kommt es, dass sich die Psychoanalyse seit jeher kaum für die Schizophrenie interessiert? Ich glaube, dass dies etwas mit der Bedeutung des Vaters zu tun hat, dessen Funktionen für Neurosen wie auch für Paranoia

* Der folgende Text wurde unter dem Titel „Planeten ohne Spiegel. Ekstasen zwischen Hysterie und Psychose“ an der Tagung der österreichischen Gesellschaft für Religionsphilosophie“, die vom 19.-21. Oktober 2000 in Linz stattfand, als Vortrag gehalten und für die Präsentation in „texte“ leicht verändert. Eine weitere Publikation erscheint demnächst in einem Sammelband im Parerga Verlag, Düsseldorf. Die Herausgeber der „texte“ danken Herrn Dr. Artur Boelderl, Linz für die Rechte zum Abdruck.

entscheidend sind, sowohl für Freud wie für Lacan; bei der Schizophrenie scheint dagegen die Tragweite des Vaters zumindest weniger offensichtlich zu sein. Bekanntlich hat Lacan eine bei Freud vorgefundene, psychosenspezifische Abwehrform, die Verwerfung, postuliert, und sie auf den Namen-des-Vaters bezogen, womit er den ruinösen Zerfall der Paranoia kennzeichnete. Für die Schizophrenie fehlen vergleichbare Aussagen oder der Nachweis von spezifischen Abwehrformen.

Nun steht das Quantitative nicht immer in direkter Relation zur Qualität der Aussagen, und zum Glück trifft dies auch im Falle der Schizophrenie zu. Freud äusserte sich im Kontext seiner Analyse des Schreberschen Wahns erstmals zur Schizophrenie³. Dies in einem psychiatrie-kritischen Sinn; er lehnte nämlich diesen Bleulerschen Term ab, ebenso wie die Kraepelinsche Bezeichnung „Dementia praecox“. Und Freud blieb nicht bei der blossen Kritik stehen: er schlug stattdessen ein psychoanalytisches Konzept vor, dem er den Namen *Paraphrenie*⁴ geben wollte. Die Psychosen wären seiner Idee zufolge somit in *zwei Gruppen* aufgeteilt, in die *Paranoia* und in die *Paraphrenie*. Da sein Vorschlag erfolglos blieb, liess Freud ihn nach einiger Zeit fallen und verwendete stattdessen erneut den Ausdruck „Schizophrenie“⁵. Sein zweifellos fragmentarisch gebliebene Konzept möchte ich aufgreifen und in einen Zusammenhang stellen mit Lacans entsprechenden Aussagen, die wie gesagt spärlich, gleichwohl von grosser Relevanz sind.

II. Methode

Da die Darstellung einer Herleitung der Gedanken Freuds und Lacans zu Schizophrenie und Paraphrenie vielmehr Zeit erfordern würde, als mir hier zur Verfügung steht, wähle ich ein anderes Vorgehen, gewissermaßen ein strukturelles, abgekürztes. Ich werde versuchen, zuerst grundlegende Konzepte, *Bausteine* zu skizzieren, die schon den Weg von Freud zu Lacan voraussetzen, also aus dem Rückblick verfasst sind. Da die Konzepte Lacans weniger bekannt sind als diejenigen Freuds, werde ich vor allem von solchen Lacans sprechen. Aus heuristischen und didaktischen Gründen werde ich etwas Unlacanianisches tun, nämlich zu vereinfachen, um die Sicht auf grundlegende Strukturen zu ermöglichen. Nachteile, dass ich nicht jedem Ansatz Freuds und Lacans gerecht werde, nehme ich in Kauf. Ich halte dies nicht nur aus den angegebenen Gründen für

legitim, sondern auch darum, weil sowohl Freuds wie auch Lacans Werke unabgeschlossen sind, „works in progress“. Bemüht man sich, einzelne Gedankengänge aufzugreifen, wird das schon eine Arbeit für sich, die nicht mehr erlaubt, ein grösseres Thema zu fokussieren, man verliert sich leicht in der Immanenz und bleibt dann unter Spezialisten, was natürlich auch seinen Sinn hat, für unseren Kontext aber unangemessen wäre. Mein Vorgehen ist andererseits in dem Sinn lacanianisch, als ich mich der Konzepte und Ideen bediene, die mir eben als besonders brauchbar erscheinen. In diese Methodik fliessen klinische Erfahrungen mit ein, die teilweise aus der Arbeit in einer Studiengruppe entstammen, die sich mit Psychosen beschäftigt und in welcher Gelegenheit geboten wird, mit Patienten der psychiatrischen Universitätsklinik Zürich, besser bekannt unter dem Namen „Burghölzli“, zu sprechen und von ihnen zu lernen.

Welches sind nun diese grundlegenden Konzepte, die ich skizzieren möchte? Es ist vor allem der *Dualismus von symbolischer und signifikanter Ordnung*, der sich durch Lacans ganzes Werk hindurchzieht und dessen Unterscheidung immer wieder anders gefasst wird; dazu gehört das, was Lacan „Name-des-Vaters“ und „Phallus“ nennt. Sodann werde ich auf das *Spiegelstadium*, insbesondere auf seine strategische Bedeutung in der Konstitution des Subjekts, zu sprechen kommen.

Daran anschliessend werde ich vom *ödipalen Konflikt* sprechen, ebenfalls in seiner Bedeutung für das Subjekt und seine Frage nach dem Zugang zum Geschlecht.

Da für meinen Diskurs *Anleihen bei der Philosophie* erforderlich sind, werde ich auch nicht darum herumkommen, von der *Unterscheidung von Vernunft und Verstand* zu sprechen – ich möchte nämlich nichts anderes tun, als den Ausdrücken „Paranoia“ und „Paraphrenie“ einen Sinn zu geben, der dieser Namensgebung entspricht.

III. Bausteine

Das Symbolische und das Signifikante

Lacans verwendet in seinen Arbeiten die Ausdrücke „Symbolisches“ oder auch „symbolische Ordnung“ wie auch „Signifikant“, „Signifikantes“ oder „signifikante Ordnung“, ohne sich um eine Abgrenzung zu bemühen. Das eröffnet die Möglichkeit, eine Art des Gebrauchs zu wagen, die sich an

folgender Idee orientiert: „Le signifiant“, „der Signifikant“ oder auch „das Signifikante“ werde ich *zunächst* in einem sehr elementaren Sinne verwenden; das heisst, die Ordnung der Signifikanten besteht dieser Auffassung zufolge aus Zeichen – nicht im Saussureschen Sinne gemeint –, die zunächst *Phoneme*, später Buchstaben sind, Elemente vor jedem Sinn für das Subjekt, das ihnen von Anfang an, das heißt schon vor seiner Geburt, unterworfen, ausgesetzt ist.

In der Tat kann man davon ausgehen, dass schon das Embryo nach drei Monaten Stimmen empfängt, ihren Rhythmen, ihren Lautstärken, ihren Höhen und Tiefen ausgesetzt ist, lange bevor sie Sinn und Bedeutung annehmen⁶. Diese Beschreibung der Signifikanten gibt natürlich nicht das Empfinden oder gar das Wissen des Subjekts infans wieder, sondern beschreibt *Strukturen*, die dem Subjekt vorausliegen, *an sich* schon da sind, und die das Subjekt allererst konstituieren, jedoch noch *keinem für sich* entsprechen.

Was es hört, kreist um seinen *Namen*; das heißt im Spiel von Anwesenheit und Abwesenheit, die erst dann als solche empfunden werden können, wenn sich das Gedächtnis gebildet hat, bilden sich erste Orientierungspunkte, Schwerpunkte, Kerne. Man kann annehmen, dass der Rufname einen Kern bildet. Er ist es, der dazu führt, dass das Subjekt den Signifikanten, die es hört, eine Zentrierung gibt. Der Rufname kann als Bildner für das Gedächtnis aufgefasst werden, als *erste Inschrift*, die überhaupt erst das Subjekt als solches konstituiert und *für es* vor aller Zeit liegen wird. In diesem elementarsten Sinne ist der Rufname keine Metapher für das Subjekt; er wird erst dazu, wenn es sich in andere Positionen hinein-denken, seinen Namen wechseln kann. Anfänglich bezeichnet der Rufname *das Sein* des Subjekts.

Zur signifikanten Ordnung liesse sich natürlich noch viel mehr sagen, jedoch ist es sinnvoll, vorerst zur *symbolischen Ordnung* überzugehen, um nachher wieder auf die Signifikanten zurückzukommen. Denn mit dem Eintritt in die symbolische Ordnung, mit ihrer Interiorisierung, verändert sich wiederum das Verhältnis zu den Signifikanten, vergleichbar der Veränderung, die wir erfahren, wenn wir als Bewohner einer Region erstmals in eine andere Region fahren und dadurch ein anderes Verhältnis zur Heimat bekommen, oder wenn wir eine fremde Sprache lernen und dadurch ein anderes Verhältnis zur Muttersprache bekommen; die Signifikanten treten in eine *reflexive Beziehung zum Subjekt*, verlieren ihre Unmittelbarkeit, die sie zunächst hatten.

Mit der symbolischen Ordnung ist das *Feld der Metaphorik und der Metonymie* gemeint. Der Zugang dazu erfolgt über das *Spiegelstadium*, von dem bald die Rede sein wird. Vorerst aber noch einige Hinweise zur symbolischen Ordnung: Sie ist das, was die *Realität strukturiert*; intrapsychisch besteht sie aus dem *Lust- und dem Realitätsprinzip*. In ihr trifft die Libido auf Objekte, die Sexualität konstituiert sich. Mittels der Metaphorik innerhalb des Bewohnens der symbolischen Ordnung versucht das Subjekt, dem, was sich ihm vor jeder Reflexion eingeschrieben hat, Ausdruck zu geben, wobei die Ausdrücke vom Andern, vom Nebenmenschen her kommen und es zunächst deren Empfänger ist; das Kind ist ein Vögelchen, Nesthäkchen, Mäuschen, ein Stück Käse oder was auch immer. *Aus diesem Objektsein für den Andern taucht es auf*, metaphorisiert mittels Objekten, zunächst mittels des Spiegelbildes, sein eigenes Sein. Dabei erfährt es die Unabschliessbarkeit der Metaphern, die stets noch Platz für andere Bestimmungen offen lassen – eine Folge der Metonymie, ohne dass damit der Mangel schon als solcher erfahren würde.

Zweifelloos müsste man aufgrund dieser Namensgebungen sagen, dass das Kind zu Beginn seines Lebens nicht Signifikanten hört, sondern schon Elemente der symbolischen Ordnung, Ausdrücke von elterlichen Phantasmen. So unbestreitbar das so ist, so gewiss ist es auch, dass das Kind diese Phantasmen erst nachträglich als solche zu erkennen vermag, vielleicht sogar erst in einer Analyse; zunächst sind diese Ausdrücke für es bloss Laute, Reize, vor jeglicher Unterscheidung von Sinn und Nicht-Sinn, Bedeutung und Bedeutungslosigkeit.

An der Grenze dieses Eingetauchtseins in das Spiel von Metaphorik und Metonymie beginnt das Subjekt die symbolische Ordnung zu befragen, zu reflektieren; es stösst dabei neuerdings auf die Signifikanten, die sich als nicht-sinnhaft erweisen und das Subjekt mit einem Mangel an Sein konfrontieren – das Subjekt wird sich selber fraglich. Rückwirkend, das heisst von der Reflexion der symbolische Ordnung her gesehen, stellt sich diese als Schliessung des Mangels, des Nicht-Sinns dar, die Signifikanten dagegen als Ausdruck der Frage nach sich selbst. Für diese Passage vom Objektsein zum Subjektsein und zur Reflexion seines Subjektseins erweist sich der *Phallus* als entscheidend. Er wird hier wörtlich verstanden, als „*faillie*“, als etwas, das falliert, das – als Folge des Nicht-Sinns – bewirkt, dass es eine Ganzheit nur als Phantasma geben kann.

Wie ersichtlich schliessen sich die signifikante und die symbolische Ordnung nicht aus, bedingen sich vielmehr; *die Signifikanten bilden die Ele-*

mente der symbolischen Ordnung; diese gibt das Material für die signifikante Reflexion.

Als Ort der Metaphernbildungen ist die symbolische Ordnung auch der Bereich der *Phantasmen*. Der zuvor diffus gespürte Kern des eigenen Seins erhält dadurch eine Bestimmung, zuerst vom Andern, vom Nebenmenschen, später vom *Subjekt selber, das sich – zunächst vorreflexiv – als dieses oder jenes entwirft, de-finiert*. Die *Objektbeziehungen* stehen dabei in einer *dialektischen Beziehung zum eigenen Sein*; dieses wird ebenso von jenen definiert wie auch jene das eigene Sein repräsentieren. Objekte bilden auch die Grundlage für *Identifizierungen*, für den Übergang einer Habensbeziehung zum Phantasma des Seins.

Diese Dialektik führt uns geradewegs zum Spiegelstadium, dem nächsten Baustein, der mit der symbolischen Ordnung eine innige Beziehung unterhält, denn es zeichnet sich aus durch eine Identifizierung, die ebenso illusionär wie für die Genese des Subjekts notwendig ist.

Das Spiegelstadium

Das kleine Kind hat nicht von Anfang an eine Vorstellung von sich, es ist zunächst eingetaucht in einem Bad von Signifikanten, die es durch seine Sinnesorgane aufnimmt. Dem *Ohr* gebührt höchste Priorität, auch wenn das Kind vor der Geburt ebenfalls mit der Haut, ja, mit seinem ganzen Organismus auf die akustischen und affektiven Reize antwortet. Auch nach der Geburt kommt den *akustischen Einflüssen*, allen voran der Sprache eine kaum zu überschätzende Bedeutung zu. Sie strukturiert – im Zusammenspiel mit der Zuwendung der Andern – auch die Motorik und das Wahrnehmungsvermögen des Kindes mit. Ist es etwa halbjährig, so vermag es seinen *Körper als Einheit*, nicht mehr als einzelne Körperteile, wahrzunehmen. Dies zeigt sich in der *Entdeckung des eigenen Spiegelbildes*; der Weg führt allerdings über viele Illusionen: zunächst glaubt es, es sehe ein anderes Kind, zudem kann es das Bild noch nicht von einem wirklichen Menschen unterscheiden; erst mit Hilfe eines Dritten entdeckt es, dass es sein eigenes Bild im Spiegel sieht; es wendet sich ihm auf eine intensive und libidinös geprägte Art zu. Es gibt andererseits Kinder, die nicht wagen, sich im Spiegel zu sehen, die keine Freude an ihrem eigenen Bild empfinden, oder die sich niemals erkennen lernen.

Das Spiegelstadium wird von der *Illusion* getragen, dass das Sichtbare auch das Wesen ist, dass das Kind das sieht, was es ist. Es gibt eine *Ver-*

kennung der Dimension des Unsichtbaren; die Faszination des Sichtbaren, des Bildes, lässt das Unsichtbare, die Signifikanten, vergessen. So wird aus dem Archaischen, das noch vor der erkannten Unterscheidung von Sichtbarem und Unsichtbarem erfahren wird, das das Allerelementarste ist, dem die Menschen ausgesetzt sind, dasjenige, was den Anschein eines Theoretischen bekommt und mit dem sich später nur noch solche beschäftigen, die professionell mit der Sprache beschäftigt sind oder denen ihr eigenes Bild nicht gefällt.

Das Spiegelstadium ist gewissermaßen in einer *Mittlerfunktion zwischen den unmittelbaren Signifikanten und dem Symbolischen*. Durch die Wahrnehmung des Spiegelbildes verkörpern sich die Signifikanten, entfremden sich im Imaginären, das Subjekt sieht sich als Ich, das zum Objekt wird. Dieses Objekt ist so prävalent, dass es eine erste Vergessenheit des Unsichtbaren und des Mangels gibt. Mittels des Spiegelbildes glaubt das Subjekt zunächst, sich seiner habhaft werden zu können, wie *Narziss* im grossartigen Mythos Ovids⁷ ehe es wieder mit dem Mangel konfrontiert wird, der von den Signifikanten herrührt und der durch Phantasmen zu schliessen versucht wird.

Der ödipale Konflikt

Die aus dem Spiegelstadium stammenden Idealisierungen setzen sich *im ödipalen Konflikt*, dem nächsten Baustein, fort. Der ödipale Konflikt hat eine regulierende Funktion; er weist dem kindlichen Subjekt einen Platz in der Familie und in dem Gefüge der Generationen zu, er konstituiert es als geschlechtliches Wesen und antizipiert eine Zukunft ausserhalb der Herkunftsfamilie; dies ist gleichbedeutend mit der Anerkennung des Inzestverbots und des Andern. Mit Lacan lässt sich sagen, dass der Ausgang des ödipalen Konflikts das Subjekt mit der *symbolischen Kastration* konfrontiert: der zuerst durch die Einwirkung der Signifikanten erlittene Mangel, der zu Metaphorisierungen innerhalb der symbolischen Ordnung Anlass gibt, differenziert sich weiter: nicht nur das Sein des Subjekts entzieht sich, sondern auch das Haben wird als Mangel erfahren; kein Objekt wird jemals dem Anspruch des Subjekts genügen können. Diese Erfahrung ist der Ausgangspunkt für die Regression zur dualen Mutter-Kind-Beziehung, in der verleugnet wird, dass es keine Zweiheit ohne Dreiheit geben kann. Der Ausgang des ödipalen Konflikts ist diese zweifellos nicht explizit begriffene, sondern eher erlittene Erfahrung, dass das Subjekt einen Weg

vor sich hat, den es selber zu begehen und zu verantworten hat, auch wenn es hoffen darf, dass ihm Nebenmenschen beistehen – es ist der Weg, den man mit Lacan als denjenigen des Begehrens bezeichnen könnte.

Freud hat *zwei Modelle* dargestellt, wie der Ödipuskomplex seinen Ausgang nimmt; im einen Fall verharrt das Subjekt im *Glauben an die väterliche Allmacht und an die mütterliche Vollkommenheit*; wenn es sich von diesen idealen Figuren abwendet, dann nicht, weil es das Illusionäre dieser Idealisierungen erkannt hat, sondern weil es sich dem väterlichen Begehren fügt. Das kindliche Subjekt hofft dann, in der Zukunft das, was es aufgeben muss, wiederzufinden, die alten Zustände wiederherzustellen. Das andere Modell beinhaltet eine wirkliche *Trauerarbeit um diese Idealisierungen der Elternimago*s. Die Erkenntnis, dass auch der Vater einem Gesetz untersteht, das er nicht selber erfunden hat, und dass die Mutter weniger ein ideales Objekt als vielmehr ein anderes Subjekt ist, mag zwar enttäuschend sein, auf die Dauer aber wegbereitend sein für eine eigene Geschichte, die mehr sein wird als blosser Wiederholung dessen, wovon man glaubte, dass es einmal gewesen ist.

Verstand und Vernunft

Kommen wir zum Baustein, den ich der Philosophie des deutschen Idealismus, insbesondere der *Philosophie Kants* entnehme. Der *Unterschied von Verstand und Vernunft* ist so grundlegend und so elementar für die Philosophie Kants, dass ich mich damit begnügen kann, auf die wesentlichsten Kennzeichen hinzuweisen⁸. Das vorrangige Anliegen des Königsberger Philosophen war, den Geltungsbereich der Erkenntnisse und ihre Funktionsweise zu ergründen, und das, was sich diesen Bedingungen nicht fügt, dem Glauben zuzuweisen.

Was erkennbar ist, ist Kant zufolge angewiesen auf Daten aus der empirischen Welt und ihrer begrifflichen Verarbeitung. *Rezeptivität und Spontaneität* nennt er die beiden Dimensionen, die für die wissenschaftliche Erkenntnis nötig sind. Die Rezeption liefert die Daten der empirischen Welt, die vom Verstand zu Begriffen geordnet, gedacht werden. Hierbei kommt den *Schematismen* eine vermittelnde Funktion zu; sie ordnen das Mannigfaltige des sinnlichen Materials nach vorgegebenen Kriterien; ein Gegenstand wird zum Beispiel nach Substanz, Grösse, Farbe, Gewicht und so fort wahrgenommen, wobei sich die Kategorien des Verstandes der Schematismen bedienen und der einzelne empirische Gegenstand von

einem Netz von Kriterien gesichtet wird. Jede Erkenntnis geschieht dabei innerhalb von Raum und Zeit, dies sind die transzendentalen Bedingungen der Erkenntnis. Was ausserhalb ihrer liegt, oder was nicht auf diesen beiden Voraussetzungen beruht, lässt sich Kant zufolge nicht wissenschaftlich erkennen, gehört zum Glauben, oder, je nachdem zum Aberglauben oder zur Schwärmerei. In diesem Zusammenhang spricht er vom *phänomenalen* und vom *noumenalen Ding*. Das Phänomen, die Erscheinung, zeigt sich innerhalb der angegebenen Grenzen des Verstandes; was jenseits liegt, nennt Kant das noumenale Ding.

Wir begegnen hier einem Term, der uns interessieren muss: dem griechischen Wort für *Vernunft*, *νοῦς*.

Der *Verstand* lässt sich dementsprechend mit einem Ausdruck bezeichnen, der die an die Sinnesorgane gebundene Erkenntnis meint: *φρεν*.

Nun kann die Erkenntnis auch auf sich selber reflektieren. Das Erkenntnisvermögen des Verstandes wird dabei zum Objekt, es ist aber der Verstand, der die Begriffe hervorbringt. Die Vernunft gehorcht dagegen nicht der Empirie mit ihren Bedingungen der Raumzeitlichkeit. Die Vernunft hat es mit dem Unbedingten, daher nicht Beweisbaren zu tun. Sie hat keinen raumzeitlichen Ort. Der kategorische Imperativ, die Ethik überhaupt gehört Kant zufolge zum Bereich der Vernunft. Es ist schliesslich die Vernunft, die dem Verstand Gesetze des Handelns gibt, und der Mensch sieht sich in einer Zweiweltentheorie beiden Dimensionen unterworfen, der raumzeitlichen wie der absoluten, der Kausalität wie der Freiheit.

Warum interessiert das in unserem Zusammenhang? Ich möchte hier die These wagen, dass insbesondere Freud mit seiner Unterscheidung von Wortvorstellung und Sachvorstellung⁹ an etwas gerührt hat, was in der Psychoanalyse bis heute meines Wissens nicht ausreichend thematisiert worden ist und was vom Lacanschen Begriff des Signifikanten eher wieder zugedeckt worden ist. Die *Sachvorstellung* hat einen offensichtlichen Bezug zu dem, was bei Kant innerhalb des *Verstandes* geschieht. Sachvorstellung, da sind wir in der Empirie, im raumzeitlichen Geschehen. Natürlich kann die Sachvorstellung benannt werden; in diesem Fall steht das Wort im Dienste des erkennenden Verstandes. Sinnestheoretisch gehört das Primat dabei dem Auge; was es weiterleitet, wird vom Vermögen des Verstandes mittels der Schematismen benannt.

Was aber, wenn sich die Erkenntnis nicht auf das Auge beruft? Wenn die Wörter ohne visualisierbaren Referenten bleiben? Solches geschieht, wenn sich das Subjekt sich selber zuwendet, genauer: wenn es sich seinen un-

sichtbaren Dimensionen zuwendet, dem, was sich dem Spiegelbild entzieht. Sobald es sich selber thematisiert, seinen Weg, sein Wohin und sein Warum kommt es in Bezirke, in denen Sachvorstellungen fehlen, es kann sich nicht objektivieren, gerät in die Leere; dieser Strudel droht das Subjekt in Abgründe zu stürzen.

Man kann von dieser Position her *einer drohenden Verselbständigung der Wörter* ermessen, welche Bedeutung das Spiegelstadium, andererseits auch der Eigenname, haben. Beide geben den Wortvorstellungen Konsistenz, geben dem Subjekt eine empirische Verankerung, verkörperlichen es. Und man kann ebenso die Bedeutung des Gesetzes ermessen, das dem Subjekt eine Orientierung für seinen Lebensweg gibt. Fehlt diese Instanz der Vernunft, so droht eine Regression zum Spiegelstadium und zum Eigennamen.

Ich glaube, es wird auch deutlich, warum ich behauptet habe, Lacans Term der Signifikanten verschleierte diese Nähe zur Vernunft im kantianischen Sinn eher als Freuds Ausdruck „Wortvorstellung“. Die Wortvorstellung hat mehr Bezug zur Akustik als die Signifikanten, auch wenn es zutrifft, dass man sich auch ein Wort als geschriebenes visuell vorstellen kann. Freud hat übrigens die Bedeutung des Akustischen schon in seiner sehr frühen Arbeit über Aphasie erkannt.¹⁰

Im Ausgang des Spiegelstadiums erfährt das Subjekt, dass die visuelle Darstellung seiner selbst und sein Wesen nicht dasselbe sind, dass es etwas gibt, das sich *der Sichtbarkeit entzieht*. Eben diese Erfahrung gibt nachträglich den Signifikanten, denen es schon vor der Geburt ausgesetzt war, einen neuen Sinn: als akustische umkreisen sie eine andere Dimension, die durch den Eigennamen nicht gedeckt wird. Dieser erweist sich selber als artifiziell, das Kind spielt damit, anders zu heissen, seinen Namen auszutauschen. Auch wenn damit sein Rufname nicht verlorengelht, sondern eben nur zum Schein, im Spiel, ausgetauscht wird, spürt es etwas von der *Abgründigkeit seines Seins* – ein Ausdruck dafür, dass das Subjekt seine Position in der symbolischen Ordnung zu reflektieren vermag. Sein Wesen ist etwas Unsagbares und doch nicht nichts, ein Kern von Identität, der sich der Empirie entzieht; ich möchte es das *Selbst* nennen, das bevorzugte Ding für die Vernunft, für die Frage nach dem eigenen Sein. Wobei ich gleich hinzufügen muss, dass dieses Selbst nicht das Imaginäre der Selbstpsychologie ist; es ist auch nicht mit dem Ich (moi) des Spiegelbildes zu verwechseln. Vielmehr entzieht es sich den raum-zeitlichen Kategorien; es ist nichts anderes als das, was Lacan das *Objekt a*

nennt, nicht in seiner phantasmatischen Dimension, die er oft vorbringt, sondern in seiner realen, uneinholbaren¹¹. Dieser *Entzug der Erkenntnis*, dieses ebenso Unsichtbare wie Unsagbare ist es, was für die Vernunft, also für die Frage des Subjekts nach sich selbst, nach seinem Wohin und Woher, nach seinem Wie, Wieso und Wozu Gegenstand seiner Beschäftigung ist.

IV. Kurze Zusammenfassung

Fassen wir das bisher Gesagte kurz zusammen: Die Bausteine, mit denen ich etwas zur Schizophrenie und Paraphrenie sagen möchte, sind „le signifiant“/das Signifikante oder auch der Signifikant, das Symbolische, das Spiegelstadium, der ödipale Konflikt und die Unterscheidung von Verstand und Vernunft.

Die Wirkung der Signifikanten, die das kleine Kind schon vor seiner Geburt hört, führt zu einem diffusen Gefühl einer Identität, einer Fokussierung des Gehörten, wobei dem Eigennamen ein bevorzugter Platz zukommt. Das Spiegelstadium gibt dann diesen akustischen Einwirkungen eine visuelle Ausrichtung, in der sich notwendigerweise die Illusion herstellt, die Frage nach dem eigenen Sein sei mit der Erkenntnis des eigenen Bildes beantwortet. Die Erfahrung der Unsichtbarkeit des eigenen Wesens wird sich jedoch wieder durchsetzen und Anlass geben zu Metaphorisierungen des eigenen Seins. Im Grunde genommen ist das Spiegelstadium schon eine Metaphorisierung des eigenen Seins, es finden Substitutionen statt: das Unsichtbare wird zum Sichtbaren, das Transzendente zum Empirischen, das Eigene zum Anderen. Der ödipale Konflikt konfrontiert das Subjekt mit der Anerkennung des Anderen und dem Mangel des Objekts; er führt es in die symbolische Kastration, die ihm die Perspektive eines eigenen Weges eröffnet, um den Preis einer Trauer um die vermeintlichen Vollkommenheiten in der frühen Kindheit. Eben diese Erfahrungen des Mangels führen das Subjekt zur expliziten Frage nach sich selbst. Die kantianische Unterscheidung von Verstand und Vernunft führt dazu, dass die Frage nach sich selbst für das Subjekt offen bleibt. Das ist die Bedingung seiner Geschichtlichkeit. An ihrem Grunde ruht das, was Lacan das Objekt *a* genannt hat, das, was ausserhalb der kantianischen Raumzeitlichkeit situiert ist und Anlass zu Phantasmenbildungen gibt, die das unsagbare und unsichtbare Selbst metaphorisieren, was nicht ohne Rest geschehen kann.

V. Der erlöste Planet

Vor diesem Hintergrund möchte ich nun auf die Schizophrenie zu sprechen kommen, auch in ihrer Abgrenzung zur Paranoia und zur Hysterie. Dazu vorerst ein Beispiel: Ein junger Mann, etwa 25-jährig, der wegen Wahnvorstellungen hospitalisiert ist, antwortet auf die Frage, in welcher Situation sein damaliger Zustand begonnen habe, er habe ein Fernsehprogramm angeschaut. Da habe er plötzlich gewusst, dass er dazu berufen sei, die Menschen auf einem andern Planeten zu erlösen, ihnen das Glück zu bringen; sie ständen nämlich unter der Herrschaft des Bösen. Seine Gesichtszüge nahmen dabei einen verklärten Ausdruck an.

Dieses Gespräch mit dem Patienten wies auf etwas hin, das ich auch schon in anderen Zusammenhängen beobachtet hatte und das eigentlich die Medienspezialisten interessieren müsste: die Rolle des Fernsehens in der Auslösung des Wahns. Zweifellos fällt einem auch das Imaginäre Lacans ein, das sich im Falle dieses Schizophrenen vom vorgegebenen Programm gelöst hatte und eigene Wege gegangen war. Des weitern fällt auf, dass sich der Ort des Patienten verschob; er sah nicht nur einen andern Planeten vor sich, wobei er auf seinem Sessel blieb, sondern er stellte sich als Besucher dieses Unglücksplaneten vor. Er übersprang also alle zeitlichen und räumlichen Beschränkungen; hielt aber andererseits an einer Vorstellung seiner selbst als eines Subjekts fest.

Diese kurze Episode scheint mir paradigmatisch für die Schizophrenie zu sein. Wenn ich genau sein wollte, würde ich von *Paraphrenie* sprechen – eine Idee Freuds aufgreifend, die er dann leider fallen liess – und sie als Form der Schizophrenie auffassen wollen, die dem Zerfallsprozess der Schizophrenie mit einem *Restitutionsversuch* entgegenwirkt, eben mit einem Wahn. Das ist aber ein Detail, das ich hier vernachlässigen muss.

Als entscheidend an der Schizophrenie halte ich den *Verlust der Dimension des Habens*, der Objektbeziehungen, also all dessen, was mit der äusseren Realität zu tun hat. Darin weiss ich mich einig mit so vielen Untersuchungen über die Schizophrenie, die alle den *Rückzug dieser Kranken von der Realität* betonen, den Verlust der sozialen Kontakte, oder auch die Libidoverarmung bis hin zu erstarrten, katatonen Zuständen oder zu einem völligen Desinteresse an der Welt, sofern dies wahnhaft kompensiert wird. Ebenfalls typisch ist die *Vernachlässigung des Körpers*, was auf das Spiegelstadium verweist. In diesem Zusammenhang ist es erwähnenswert, dass der besagte Patient schon in der frühesten Kindheit

schwerste Operationen über sich ergehen lassen musste, die schliesslich gravierende Beeinträchtigungen zur Folge hatten, die ich hier – mit Rücksicht auf die gebotene Diskretion – nicht näher präzisieren kann.

Der Verlust der Dimension des Habens bleibt nicht auf das Feld der Objekte beschränkt; wäre dies so, so würde daraus eine Trauerarbeit, eine Suche nach neuen Objekten, resultieren. Vielmehr zieht sich das Subjekt von der enttäuschenden Realität zurück, was so weit gehen kann, sich selber aufzugeben. Es ist als würde es sagen, die Welt sei nicht für es gemacht, es möchte sich davon verabschieden, gar nicht mehr oder in einer anderen Welt leben.

Im hier skizzierten Fall war dieser Rückzug kein totaler; bei all diesen Einschränkungen und wahnhaften Überhöhungen war ein Subjekt, ein Ansprechpartner spürbar; eine bald darauf beginnende Therapie brachte denn auch bedeutende Erfolge, jedenfalls ein *Überwinden der Schizophrenie, eine Zuwendung zu der leidvollen Realität*. Die Beeinträchtigung betraf nicht den Verlust des Subjektseins schlechthin, sondern den Verlust der Objektbeziehungen, den Verlust des vom Symbolischen strukturierten imaginären Bereichs.

Gewiss gibt es viele Krankheitsverläufe bei Schizophrenen, die nicht so günstig enden, vielmehr mit völligem Rückzug von der Realität, mit Zerfall oder sogar mit Suizid enden. Wie kommt es denn, dass solche Zerfallsprozesse in Gang kommen? Wenn man davon ausgeht, dass restitutive Versuche auch ausbleiben können, führt der Verlust der Realität, der symbolischen Ordnung zur Auflösung des Subjekts selber, zum Verschwinden der Instanz, die „ich“ sagt und sich im Spiegelbild erkennt. Statt dessen bleiben Wortvorstellungen, denen nun die *phantasmatische Dimension fehlt*. In der eigentlichen Schizophrenie gibt es lediglich die Signifikanten, Wortvorstellungen und der Körper, ohne das phantasmatische Imaginäre, ohne die Entstellung, Idealisierung, ohne den andern, letztlich ohne das Spiegelbild. Damit verlieren die Signifikanten ihre Orientierung, und es tritt das ein, was Freud hellseherisch „*Organsprache*“¹² nannte und was man mit Lacan eine kurzschlüssige Konjunktion von Realem und Signifikanten nennen könnte, die zu delirieren beginnen, sich an Organen festhalten, wie schon Jung festgestellt hatte, und in Neologismen eine Konsistenz zu bewahren versuchen.

Trotz diesen grossen Schwierigkeiten ist eine therapeutische Arbeit mit Schizophrenen nicht ausgeschlossen. Es gibt eindrucksvolle Beispiele in der Literatur, die zeigen, was möglich ist, wenn es gelingt, wieder ein

Interesse des Kranken an der Welt, an den andern, an sich selbst, zu wecken. Zweifellos kommt der Übertragung, in erster Linie dem Begehren des Analytikers eine vorrangige Bedeutung zu. Er muss bereit sein, dem Patienten bis in seine entlegensten Orte, in die er sich zurückgezogen hat, zu folgen; er muss Pate stehen für die Rephantasmatisierung seines Körpers und der Restrukturierung seines Ichs.

Wie lässt sich diese Auffassung der *Schizophrenie von Paranoia und Hysterie abgrenzen*? Freuds Aussagen scheinen mir dabei wegweisend zu sein. In seiner Arbeit „Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides)“¹³ wollte er, wie bereits gesagt, die Psychosen generell in zwei Bereiche einteilen, in die Schizophrenie (beziehungsweise Paraphrenie) und die Paranoia. Folgt man Freuds Vorschlag einer Zweiteilung des Feldes der Psychosen, so lässt sich die *Paranoia als Verlust der Reflexion der symbolischen Ordnung*, des Gesetzes, das dem Subjekt eine ethische Orientierung geben würde, die *Schizophrenie als Verlust der symbolischen Ordnung selbst (einschliesslich des Spiegelbildes)* auffassen. Bei der Paranoia ist die reflexiv-signifikante Ordnung verworfen, jenes grundlegende Gesetz, das um den Namens-des-Vaters zentriert ist. Bei der Schizophrenie hat sich das Ich aus dem Feld der Erscheinung zurückgezogen – Freud spricht von einer Regression zum Autoerotismus.

Als Folge davon entsteht bei der Paranoia ein überwertiger, pathologischer Narzissmus, der im Wahn nach einem Gesetz sucht, auch um den Preis, dass das Subjekt zum angeklagten wird. In der Schizophrenie entsteht eine Überwertigkeit des Signifikanten, ohne Ich und ohne Sexualität, daher die Neologismen und Rückzüge auf sich selbst; die restitutiven Wahnbildungen (Paraphrenie) versuchen, Objektbeziehungen wiederherzustellen, die paradiesisch sind, ohne Gewalt.

Strukturell gesehen ist also die Paranoia das genaue Gegenteil von Schizophrenie, auch wenn einzelne Erscheinungen schwer unterscheidbar sein mögen. Bei dieser handelt es sich um die Kurzschlüssigkeit des Signifikanten und des Realen, die ohne Phantasmatik nicht realitätskonstituierend sein können; bei der Paranoia sind das Symbolische und das Reale kurzgeschlossen, es fehlt die Reflexion der symbolischen Ordnung, das Gesetz, das dem Subjekt eine ethische Ausrichtung, einen Sinn gibt.

Wenn man weniger strukturell denkt und sich vor allem an die Schicksale der Beziehungen hält, die die Schizophrenen und die Paranoischen betreffen, so lässt sich mit Vorsicht folgendes sagen: *Die Subjektivierung*

der Schizophrenen scheitert in den Objektbeziehungen, das heißt sie wird vom Andern nicht gestützt, oder der Andere ist enttäuschend. Diese Enttäuschung nimmt das Subjekt auf sich, es beantwortet die Versagungen mit Rückzug. Gewiss kann man darin einen Mangel an Narzissmus erkennen; das Körperbild, oder die Imago des Repräsentanten des Andern erweisen sich als unannehmbar, abstossend, fluchtauslösend, wobei der adäquate Ausdruck für diese Abwendung noch gefunden werden muss. Es ist nicht sicher, dass hierbei von Verwerfung gesprochen werden kann. Aus dem Konflikt im Bereich des Habens erfolgt ein Rückzug von der Welt der symbolischen Ordnung mit ihrer Sexualität, Körperlichkeit, ein Rückzug zum Nicht-Empirischen, oder eine Restitution einer signifikanten Ordnung, in der es kein Geschlecht gibt und in der reine Vernunft herrscht.

In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, dass Freud die Philosophie mit der Schizophrenie in einen Zusammenhang gebracht hat, und zwar wegen dieser fortschreitenden Distanzierung von der Realität¹⁴. Andererseits macht es natürlich einen entscheidenden Unterschied, ob aus der Distanz die Realität erfasst wird, oder ob die Distanz einer Abwendung, einem Verlust gleichkommt. Ist letzteres der Fall, so erfolgt ein Zusammenbruch der Strukturen, falls nicht ein Wahn vor dem Zerfall bewahrt.

Die Schicksale der Paranoischen betreffen dagegen nicht den Aufenthalt in der symbolischen Ordnung, sondern seine Sinngebung, die mit dem Namen-des-Vaters verknüpft ist. Ohne Identifizierung mit dieser dritten Instanz, die von Mutter und Vater eingeführt werden kann, resultiert nicht eine Dyade, wie in den entwicklungspsychologischen Schulen behauptet wird, sondern eine wahnhafte Trinität. Das Subjekt benötigt eine Ausrichtung, in dessen Namen es sein Leben gestaltet, ihm einen Sinn gibt, der vom Andern kommt. Sowohl die Beziehung zur Mutter wie die zum Vater können im Keime erstickt werden, so dass das Subjekt im familiären Szenario gefangen bleibt. Lacan weist in diesem Zusammenhang nicht nur auf die besondere Beziehung zum Gesetz seitens Schrebers hin, sowie auf das Begehren von Schrebers Vater, neue Menschen hervorzubringen, sondern auch auf die unerträgliche, abstossende Situation, der Kinder dann ausgesetzt sind, wenn die Eltern um ihre Gunst buhlen und dem Kind die Frage stellen, wen es denn lieber habe, den Papa oder die Mama. Dieser Hinweis impliziert, dass der Verwerfung sehr wohl ein Subjekt vorausgehen kann, denn sonst könnte es ja die Infantilität der Eltern

nicht bemerken; die Verwerfung wäre dann ein Rückzug des Subjekts vor jeglichem Anspruch einer Lebensordnung, mit dem Effekt, dass es von der Libido überschwemmt wird und im Wahn ein Gesetz sucht.

Die *Unterscheidung von Schizophrenie und Hysterie* ist leichter zu treffen. Bei allen Neurosenformen kann man davon ausgehen, dass keines der drei Register ausfällt; sowohl das Symbolische, als auch das Imaginäre und das Reale sind miteinander verknotet, samt dem Symptom. Dagegen zerfällt in den Psychoseformen die trinitarische Struktur, sofern sie nicht wahnhaft wiederhergestellt wird. Im Falle der Hysterie kann also weder von einem Ausfall der Reflexion noch von einem Rückzug von der Realität gesprochen werden. Aber, so muss man fragen, ist nicht der Rückzug von der Realität oder auch die endlose Suche nach einem Gesetz in sich typisch für Neurosen? So unbestreitbar dieser Sachverhalt ist, so gibt es doch ein Unterscheidungskriterium, das Freud eingeführt hat: *der Rückzug ist in der Hysterie kein totaler, im Unbewussten sind Spuren der Objektbeziehung vorhanden*.¹⁵ Auch die Zweifel sind für Freud kein Zeichen eines fehlenden Gesetzes des Subjekts, sondern eher ein Hinweis für eine nicht-bejahte Gewissheit.

Wenn Lacan im Seminar XX (*Encore*) von der Mystikerin Therese von Avila spricht, beziehungsweise von der Statue Berninis in Rom¹⁶, die sie als genießend, verzückt zeigt, so ist eine Form der Weiblichkeit, nicht eine Schizophrenie gemeint. Mit dem *Geniessen* weist Lacan zudem auf eine Dimension hin, die bei Neurosen und Psychosen unterschiedliche Formen und Ausmaße annehmen. Wenn mit Geniessen die Unmittelbarkeit, das abstandslose Einssein, Drinsein gemeint ist, so muss man sagen, dass die Psychotiker mehr genießen als die Neurotiker, weil deren Geniessen ein begrenzteres, aufgeteiltes ist. Wäre es möglich, ohne Wahn abstandslos im Sein zu sein, wäre das der Inbegriff des vollendeten Geniessens, aber das Subjekt wüsste ja nichts davon, es wäre nur noch Geniessen. Das Geniessen der Hysterie ist dagegen ein begrenztes, das sich dadurch erweitern will, dass es den Andern vereinnahmt, ihn auf ein Objekt reduziert. Der Ausdruck „geniessen“ meint dabei nicht eine Wonne, sondern eher der Zustand einer *Annäherung an die Unmittelbarkeit*, was im Falle der Paranoia Hypochondrie, Überschwemmung des Körperbildes mit Libido, im Falle der Schizophrenie Katatonie, völliger Rückzug auf sich selbst, und im Falle der Hysterie Verschmelzung mit dem Andern heisst. Rätselhaft bleibt dabei, warum das Geniessen eine solche Attraktion ausübt, wo es doch eine unübersehbare Nähe zur Katastrophe auf-

weist. Offenbar ist es leichter, die Katastrophe zu suchen als die Begrenzung zu ertragen.

VI. Kants Erkenntniskritik und seine Relevanz für Schizophrenie

Die bisherigen Ausführungen legen nahe, dass die *Schizophrenie mit dem Verstand im Sinne Kants in einen Zusammenhang gebracht werden kann*. Es ist der Bereich der sinnlichen Erkenntnis, die Zuwendung zur empirischen, raum-zeitlichen Welt, in der die Endlichkeit und die Kausalität herrschen, die gestört ist, oder die gar ausfällt. Damit bleibt das Subjekt in der Dualität gefangen, die schliesslich den Term der Schizophrenie rechtfertigt: in der *Dualität von Realem (Körper) und den Signifikanten*. Ohne Imaginäres kann aber das Subjekt nicht bestehen; die beiden Bereiche des Realen und des Signifikanten fallen auseinander. An dieser Stelle nimmt die *Freudsche Unterscheidung von Wort und Sachvorstellung*¹⁷ einen besonderen Wert an, denn die Wortvorstellungen verlieren ohne Imaginäres, ohne Objektbeziehungen, die mit dem Spiegelbild beginnt, ihre Orientierung. *Worte werden zu Körpern, Körper zu Worte*, weil es keine Bezüge, keine Vorstellungen mehr zwischen beiden gibt; das ist es wohl, was Freud mit „Organsprache“ gemeint hat. Kantianisch gedacht wäre das auf sich selbst zurückgeworfene Subjekt eines der Vernunft. Aber nach Kants Einsicht kann es keine Vernunft ohne Verstand geben. *Ohne sinnliche Erkenntnisse hat die Vernunft keine Grundlage, bleibt leer*.

Wenn Schizophrenie als Verlust der Sinnlichkeit aufgefasst wird und *a fortiori* als Hinwendung zur Vernunft, so muss dieser Rückzug allerdings präzisiert werden. Betrifft er das Vermögen der Sinnesorgane, der Rezeptoren, oder des kategorialen Apparates, der Synthesis? Zweifellos manifestiert sich die Störung bei den Sinnesorganen, wird ihr Vermögen beeinträchtigt, aber eine allfällige Behauptung, darin läge auch die Ursache der Störung wäre verfehlt, schliesslich lassen sich eine organische Blindheit oder Taubheit sehr wohl unterscheiden von einer Beeinträchtigung des Auffassungsvermögens. Kantianisch gesprochen ist es der *Schematismus*, also jene intermediäre Instanz zwischen den sinnlichen Daten und ihrer begrifflichen Erfassung, die ihre Dienste versagt. Hier müsste genauer untersucht werden, welche Funktionen, welche Schemata zum Beispiel in der Wahrnehmung des Spiegelbildes eine Erkenntnis des eigenen Spiegelbildes verunmöglichen beziehungsweise dem Erkenntnis-

apparat andere Daten zukommen lassen. Auch müsste geklärt werden, ob das vom schizophrenen Subjekt Wahrgenommene im Feld des Perceptums situiert ist oder nicht. Zweifellos gibt es dazu Untersuchungen, die man beiziehen müsste. Und schliesslich wäre zu untersuchen, welche Rolle der Andere, *das Begehren des Andern* für das schizophrene Subjekt spielt. Gehen die blockierenden Einflüsse so weit, dass das Erkenntnisvermögen des Kranken bis in seine Wurzeln gestört ist, oder ist es eher ein Verlust des Lebensmutes, der sich den therapeutischen Bemühungen entgegensetzt?

Man kann die Zuordnung der Schizophrenie zu einer leeren Ethik, diejenige der Paranoia zum Verstand ohne Distanz auch von der Seite des *sozialen Aspekts* stützen. Der Schizophrene verliert die Kontakte zu den andern Menschen, er zieht sich auf sich selbst zurück, flieht das Getriebe der Welt. Vernunft kommt aber von ‚vernehmen‘, das heißt die Vernunft ist diskursiv, konstituiert sich intersubjektiv im Gespräch. Vernehmen setzt Sprechen und Hören voraus – das, was vom Subjekt nicht raumzeitlich ist, bedarf der Interpretationen, des Gesprächs, der Sinnvermittlung. *Zieht sich das Subjekt davon zurück, muss auch die Vernunft verlorengehen, schliesslich droht das Verschwinden des Subjekts aus der Welt.*

Anders der Paranoiker, der in der Sinnlichkeit gefangen ist und mittels eines Gesetzes eine vernünftige Orientierung sucht. Er flieht die Welt keineswegs, sondern ist so in ihr verstrickt, dass er sich als ihr Mittelpunkt wähnt. Aufgrund dieser Sachlage muss man wohl Freud zustimmen, wenn er feststellt, dass die Heilungschancen der Schizophrenen geringer sind als diejenigen der Paranoiker, es sei denn, der Rückzug sei nur partiell.

Anmerkungen

- 1 SCHREBER, D.P.: Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken. Ullstein, 1973; FREUD, S.: Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides), in: GW VIII, 5. Auflage, Fischer, Frankfurt/M., 1969, S. 240–320; LACAN, J.: Le Séminaire III, Les psychoses. Ed. du Seuil, Paris, 1981, p.12, 153, 282; Dt.: Das Seminar Buch III, Die Psychosen, übers. von Michael Turnheim. Quadriga, Weinheim u. Berlin, 1997, S. 9f., 161, 294; Ders.: D’ une question préliminaire à tout traitement de la psychose. In: Ecrits. Ed. du Seuil, Paris, 1966, pp. 531–583; Dt.: Über eine Frage, die jeder möglichen Behandlung der Psychose vorausgeht. Übers., von Chantal Creusot u. Norbert Haas. In: Schriften II. Walter, Olten, 1975, S. 63–117.
- 2 BLEULER, E.: Lehrbuch der Psychiatrie. 14. Aufl., Springer, Berlin, Heidelberg, New York, 1979.

- 3 S. dazu: Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch..., op. cit., S. 313.
- 4 Ebenda.
- 5 S. dazu: WIDMER, P.: Paraphrenie – ein vergessenes Konzept Freuds, unveröffentlichtes Manuskript.
- 6 S. dazu: TOMATIS, Alfred A.: La nuit utérine, Ed. Stock, Paris, 1981. Dt.: Der Klang des Lebens. Übers. von Hainer Kober. Rowohlt, Reinbeck, 1990.
- 7 S. dazu: OVID: *Narcissus und Echo*. In: Metamorphosen. Goldmann, München, 1981, S. 68–72.
- 8 S. dazu: KANT, I.: Kritik der reinen Vernunft. Meiner, Hamburg, 1956.
- 9 FREUD, S.: Das Unbewusste. In: GW X, 5. Aufl., Fischer, Frankfurt/M., 1969, S. 300.
- 10 S. dazu: FREUD, S.: Zur Auffassung der Aphasien. Eine kritische Studie. Fischer, Frankfurt/M., 1992.
- 11 S. dazu LACAN, J.: Le Séminaire X, L'angoisse, Sitzung vom 28.11.1962, unveröffentlichtes Manuskript.
- 12 Das Unbewusste, op. cit., S. 297.
- 13 op.cit., s. Anm.1.
- 14 Das Unbewusste, op. cit., S. 303.
- 15 Ebenda, S. 298.
- 16 LACAN, J.: Le Séminaire XX, Encore. Ed. du Seuil, Paris, 1975, Sitzung vom 20. 2. 1973, p. 61 ff.; Dt.: Das Seminar XX. Encore, übers. von Norbert Haas, Vreni Haas und Hans-Joachim Metzger. Quadriga, Weinheim u. Berlin, 1986, S. 71 ff.
- 17 S. dazu FREUD, S.: Das Unbewusste, op. cit., insbes. S. 300.

Literatur

- BLEULER, E.: Lehrbuch der Psychiatrie, 14. Aufl. Springer, Berlin/Heidelberg/New York, 1979.
- FREUD, S. (1910): Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides). In: ders.: Gesammelte Werke, Band VIII, 5. Aufl. Fischer, Frankfurt/M., 1969, S. 240–320.
- (1915) Das Unbewusste. In: ders.: Gesammelte Werke, Band X, 5. Aufl., Fischer, Frankfurt/M., 1969, S. 263–303.
- KANT, I.: Kritik der reinen Vernunft. Meiner, Hamburg, 1956.
- LACAN, J.: D' une question préliminaire à tout traitement de la psychose. In: Ecrits, Ed. du Seuil, Paris, 1966, S. 535–583.
- Le Séminaire III. Les psychoses, Ed. du Seuil, Paris, 1981.
- Das Seminar Buch III. Die Psychosen. Quadriga, Weinheim u. Berlin, 1997.
- Le Séminaire XX, Encore, Ed. du Seuil, Paris, 1975.
- Das Seminar XX. Encore. Quadriga, Weinheim u. Berlin, 1986, S. 71 ff.
- Schriften II. Walter, Olten, 1975, S. 63–117.
- OVID: Metamorphosen. Goldmann, München, 1981, S. 68–72.
- SCHREBER, D.P.: Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken. Ullstein, 1973.

- TOMATIS, A. A.: La nuit utérine, Ed. Stock, Paris, 1981.
– Der Klang des Lebens. Rowohlt, Reinbek, 1990.
– Zur Auffassung der Aphasien. Eine kritische Studie. Fischer, Frankfurt/M., 1992.

Adresse des Autors

Dr. Peter Widmer
Geissbergstr. 28
CH-5406 Ennetbaden